

EBERHARD ZELLER

CLAUS UND BERTHOLD STAUFFENBERG

Claus Graf Schenk von Stauffenberg wurde am 15. November 1907 geboren. Die Stauffenberg, deren Linie er entstammte, hatten in einem Albtal Schwabens unweit der verschwundenen Stammburg ihren ländlichen Sitz, wo sie in einer kleinen Gemeinde die Ortsherrschaft und zugleich die Patronats Herrschaft der Kirche – nach der Sitte mit eigenem Kirchenstuhl auf der Empore – innehatten. Einer der reichsritterlichen Ahnen hatte, wie man las, im Übermut den nachbarlichen Hohenzollern beleidigt (er sei nicht wert, ihm die Säue zu hüten) und war darum drei Jahre vom Turnier ausgeschlossen worden. Ein anderer war Fürstbischof von Konstanz, ein anderer Fürstbischof von Bamberg gewesen. Die Mutter war eine geborene Gräfin Uexküll¹. Durch sie hatte Claus Stauffenberg Gneisenau zum Ahnen und war er dem Geschlecht der Yorck verwandt.

Der Vater Oberhofmarschall Graf Stauffenberg bekam im Dienst des württembergischen Königshauses Wohnung im alten Renaissanceschloß der Residenz, die drei Söhne besuchten von hier aus das Eberhard-Ludwig-Gymnasium. Eine nahe und zwischen Brüdern seltene Freundschaft verband Claus Stauffenberg mit dem um zwei Jahre älteren Bruder Berthold. Die Aufwachsenden fanden im Umgang mit dem Dichter Stefan George die Formung und den menschlichen Umkreis, die für sie bestimmend geblieben sind². Sie hatten als Knaben ihre eigene Welt; auf einem der Jurafelsen bei Lautlingen hüteten sie ihre Bergburg, die sie auch die

¹ Karoline Gräfin Uexküll-Gyllenband entstammte einer ursprünglich im Baltikum ansässigen, aber schon in der Schwedenzeit ins Reich zurückgewanderten Familie. Der Zweig, dem sie angehörte, hatte seit Generationen schon Heimat in Schwaben gefunden. Sie selbst hatte kein gewöhnliches Schicksal. Sie litt und duldete viel, lebte aber – Tochter eines genialischen Vaters – frei und kühn. Als Dame und Freundin ihrer Königin, Gattin und Mutter, dann als Patriarchin blieb sie gesucht von solchen, denen der Anblick ursprünglichen Edeltums Lebensnahrung ist.

² Robert Boehringer bringt in seinem Buch, Mein Bild von Stefan George, Aufnahmen der Brüder Stauffenberg. Von der einen (Tafelband S. 139), die sie zu dritt auf der Terrasse des alten Schlosses in Stuttgart zeigt, sagt er, sie „könne das ‚beigelegte Bild‘ sein, das Rilke im Brief an die Mutter zu der Wendung von den ‚drei schönen und schon im jetzigen Augenblick so vielfach künftigen Knaben‘ bewogen hat“ (S. 192). George hat im „Neuen Reich“ ein Gedicht mit dem Namen Bertholds von Stauffenberg überschrieben. Boehringer sagt dazu: „Im ‚Neuen Reich‘ steht, wie der Dichter im sommerlichen München oft über den frühverstorbenen Prinzen Luitpold von Bayern gesprochen hat. An die Gestalt dieses Knaben heftete sich eine Zeitlang Traum und Trauer begeisterungswilliger Menschen, und sein Bild war in der Stube manches Freundes an die Wand geheftet. In der Tat war der junge Wittelsbacher von großer Schönheit, und Berthold Stauffenberg hatte eine Zeit, in der seine Anmut an jene erinnerte“ (S. 193). – Berthold von Stauffenberg wurde später von George zu seinem Nacherben bestimmt. Als Viktor Frank Mehnert, den Berthold Stauffenberg für den Fall seines Todes als Nacherben benannt hatte, 1943 gefallen war, wählte er an dessen Statt Claus Stauffenberg. Boehringer fügt hinzu: „Da sie sich selbst zum Opfer brachten, haben sie für des Dichters Erbe das Größte getan.“

Eigenen nicht betreten ließen. In der Schule bildeten die Brüder mit ihren Freunden eine Gruppe, die sich besonders der Dichtung, der Kunstbetrachtung und der Musik widmete. Auch fremderen Menschen fielen sie auf, wenn sie sich allmorgendlich an bestimmten Punkten trafen und gemeinsam den Weg zur Schule zogen.

Bei Festen und Aufführungen der Schule traten die Brüder mehrfach hervor und wirkten bis in die Klassen der Jüngeren. Es gibt unter Mitschülern besondere Erinnerungen an eine Darstellung des Wilhelm Tell³. Ein andermal spielte man im Stauffenbergschen Haus in Abwesenheit der Eltern Szenen aus Julius Cäsar: denkwürdig blieb der Knabe Lucius – der fünfzehnjährige Claus Stauffenberg –, der vor Brutus – dem Bruder Berthold – am Abend vor der Schlacht schlaftrunken sein Lied spielt. Claus liebte damals über alles sein Cello, Mitschüler nahmen an, er werde sich später ganz zur Musik wenden. Der Heranwachsende ging andere Wege.

Seine gleichstarke Neigung zur Architektur überwindend, trat Stauffenberg achtzehnjährig in die Reichswehr ein. Beim Bamberger Reiterregiment, dem schon andere seiner Sippe angehört hatten, machte er seine Ausbildung⁴ und wurde als Prüfungsbester der Kavallerie zweiundzwanzigjährig Offizier. Für das Reiten und den Umgang mit Pferden hatte er eine echte Passion und etwas von dem Geschick, das sich nicht lernen läßt. Eine junge Stute, „eine reizende Persönlichkeit“, wie er sagte, die er gelegentlich im Quartier bei einem Bauern unter den Zugpferden entdeckte und sich erwarb, steigerte er bis zu Passage und Levade und errang mit ihr einen Preis in der schweren Dressurprüfung. Auf der Kavallerieschule in Hannover ritt er mit den späteren Olympiasiegern zusammen, die sich damals eben für das Turnier vorbereiteten.

Von 1936 bis 1938 folgte die Zeit auf der Kriegsakademie in Berlin. Aus einer Laune entsprang eine Studie Stauffenbergs über „Abwehr von feindlichen Fallschirmtruppen im Heimatgebiet“, die ihm unerwartet einen ersten Preis eintrug und noch während des Kriegs im Fachministerium als das „grundlegende Werk“ galt. Eine andere Arbeit, die er mit Sorgfalt betrieb, machte kein Glück bei ihren Beurteilern. Er hatte darin nach einem Überblick über frühere Kampfformen „das unveränderliche Wesen“ der Kavallerie „gerade in einer Zeit überraschenden Formenwechsels“ zu klären und ihre Aufgabe in einem modernen Bewegungs- und Panzerkrieg neu zu entwerfen versucht. Eine Reise nach England, die ihm nach der Dolmetscherprüfung zufiel, bedeutete ihm eine wichtige Erfahrung im Blick nach innen und außen. Seine Aufzeichnungen darüber, die von Hand zu Hand gingen, sind verloren. Auf den Reisen, die von der Kriegsakademie aus unternom-

³ Generalstaatsanwalt Dr. Bauer, der im Braunschweiger Prozeß gegen Remer die Anklage vertrat, bekannte sich als Mitschüler von Claus Stauffenberg. Er erinnerte daran, daß Stauffenberg beim Rütli-Schwur damals die Worte Stauffachers zu sagen hatte: „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht! Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, wenn unerträglich wird die Last, greift er hinauf getrosteten Mutes in den Himmel und holt herunter seine ewigen Rechte, die droben stehen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne . . . Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen gegen die Gewalt.“

⁴ Unter Freunden hieß Stauffenberg gelegentlich im Doppelsinn „Der Bamberger Reiter“.

men wurden, trat er mehrfach als Wortführer hervor. Einmal entwarf er im Kreis seiner Kameraden ein weltweites Bild des Staufischen Reiches, „als in dessen Mitte stehend“ – sie standen auf dem Hohentwiel – „sie sich hier betrachten sollten“. Bei der Abschlußfahrt nach der Kriegsakademie, die dem Studium von Flußübergängen am Rhein gewidmet war, setzte er einen gemeinsamen Besuch der rheinischen Kaiserdomen durch, bei dem er führte. Am Ende der Reise hielt er eine Rheinrede, rief die Jahrhundertchicksale dieser Landschaft vor Augen und zeigte für die Zeit nach dem Absinken der Nationalstaaten den Rhein als Herzstrom Europas in einer neuen künftigen Bedeutung. Vom Vergangenen sprach er nicht als geistiger Betrachter, sondern, so schien es, als Mithandelnder: wie wenn er selbst dabei gewesen wäre und zur Stunde wieder die Entschlüsse zu fassen hätte. So wurde seine Darstellung zum greifbaren Beispiel für die Gegenwart. Mehrere, die sich solcher Reden entsinnen, nennen es erstaunlich, wie sich darin eine große und leidenschaftliche Ansicht der Dinge mit einer gewinnenden Leichtigkeit des Vortrags verbunden habe – Klarheit ohne Verarmung, Tiefe ohne Trübsinn. Ob Ludwig Beck an einer dieser Reisen teilnahm oder zu welchen Anlässen er unter dem Nachwuchs erschien, ist bisher nicht berichtet worden. Stauffenberg sprach mit großer Achtung von ihm und wußte, aus der Nähe beobachtend, auch im Jahr 1938 von seinen Schritten.

Auf der Akademie galt Stauffenberg als sehr fleißig, aber man sah ihn wenig arbeiten. In den Vernehmungsbereichten sagte einer seiner Kameraden aus dieser Zeit von ihm, er sei „Hörsaal-Primus“ gewesen. „Er übertraf mit seinen geistigen Fähigkeiten sämtliche Teilnehmer und riß dadurch wie durch sein Temperament und seine Redegewandtheit den ganzen Kursus fort.“⁵ Ein anderer sagt von ihm, man habe ihm die Kraft zugetraut, die einseitig militärische Denkweise zu überwinden. Er hieß im Scherz auch der neue Schlieffen, ähnlich wie ihn ein General der alten Schule, „den einzig genialen deutschen Generalstabsoffizier“ genannt hat, „der ein würdiger Nachfolger der Feldmarschälle Moltke und Schlieffen zu werden versprach“. Ein anderer, der den Dreißigjährigen zum erstenmal sah, schrieb: „Man kann nicht wissen, wie er in der Zeit einmal noch eingreifen wird, aber daß noch eine Aktion in diesem Mann steckt, darin trügen mich nicht meine beiden Augen.“ Frank Mehnert hat um diese Zeit der Plastik eines jungen Pioniers⁶, die an einer Elbebrücke in Magdeburg aufgestellt wurde, Züge Stauffenbergs gegeben: eine klare, kräftige und gelassene Leiblichkeit und ein Kopf, in dem Sinnliches und Geistiges in einer diesem Zeitalter sonst nicht bekannten Einheit entgegentraten.

⁵ Oberst i. G. Eberhard Finckh, in: Spiegelbild einer Verschwörung, Die Kaltenbrunnerberichte an Bormann u. Hitler über das Attentat vom 20. Juli 1944, Stuttgart 1961 (künftig abgekürzt: KB), S. 305. Zum folgenden: ‚einseitig militärische Denkweise‘ s. bei Görnitz, Der deutsche Generalstab, Frankfurt o. J., S. 612, als eine Äußerung von Walter Elze; ‚würdiger Nachfolger Moltkes‘ persönliche Äußerung des Generals Köstring zum Verfasser; ‚der 30jährige‘ aus einer unveröffentlichten Niederschrift des Freiherrn Dietz von Thüngen.

⁶ Das Standbild, das der Bildhauer selbst mit aufgestellt hat, ist zu Anfang des Krieges von unbekanntem Beauftragten zerstört worden. Die offiziellen Stellen zeigten sich an einer Verfolgung nicht interessiert.

Ludwig Thormaehlen, der einen Porträtkopf Stauffenbergs modelliert hat⁷, gibt aus seinen häufigen Begegnungen diese Schilderung: „Claus von Stauffenberg, zwei und ein halbes Jahr jünger als seine Brüder, zu der Zeit – Ende 1924 – siebzehnjährig, war wieder völlig anderer Natur. Schon in so frühem Alter ging von ihm bei seiner alldingend den Dingen rundum zugewandten tatfrohen Heiterkeit der Eindruck unbedingter Verlässlichkeit aus. Sein Geist zeigte sich in der Art des Eingreifens – in loyal vorgetragenen Vorstößen, heiterem Tadel, wie in energischem Beipflichten und Verteidigen begründeter Ansprüche anderer. Eine wache Schlichtheit, mit abwartender Zurückhaltung, zugleich einer Bereitschaft zu kräftigem Zupacken gepaart, dazu das Herzhafte seines Wesens nahm sogleich für ihn ein. Er war der geborene Soldat und in eben dem Maße der vorbestimmte Sachwalter. Er erweckte von Beginn an hohe Erwartungen als künftiger mutiger Betreuer, ja Hersteller sinnvoller Ordnung und als Schirmer und Förderer jeder echten Berechtigung.

Das auch an diesem Stauffenberg Auffallende waren die Augen, sie gaben seine Heiterkeit und Großsinnigkeit, seine Gescheitheit und Wohlmeinendheit sogleich zu erkennen. Sie waren von metallisch dunklem Blau. Das Antlitz hatte eine wohl- ausgewogene Breite, ohne daß es voll gewirkt hätte. Das machten die festen Kuppen der kraftanzeigenden Jochbeine, das energische, an der Spitze leicht gekerbte Kinn und die feste, tatentschlossene Stirn mit den über den Brauen ein wenig vorwölbenden Buckeln, Zeugnis von Aufmerksamkeit, Schärfe der Beobachtung, des Willens und der Beharrlichkeit. Hinzu kam die kühn gebogene Nase und ein wohlgeformter, in Bögen gezogener Mund. Nur die Wangen konnten empfindsam erscheinen. Sie trugen später die Zeichen soldatischer Anstrengung. Das Haar war dunkel, glänzend und leicht gewellt, er trug es anliegend.

Als Knabe und Heranwachsender von lebhafter, schalkhafter Jungenhaftigkeit, entwickelte er sich schnell – sein Haupt zeigte es – zu früher Männlichkeit. Er war hochgewachsen und gelenkig mit kräftigen, wohlgeschulten Gliedern. Später war an der leicht vorgeneigten Haltung und der Art des Schreitens der – übrigens vorzügliche – Reiter zu erkennen.

Allen drei Brüdern eignete in gleichem Maße etwas, das selten geworden ist: Herz . . . Wer Bildnisse kennt, wurde in den Zügen des Claus mit zunehmenden Jahren an seinen Ahn Neithardt von Gneisenau erinnert, dem er je länger desto mehr glich.“

„An Außergewöhnlichem hatten seine Brüder vielleicht mehr miterhalten, aber eine herrliche Einheitlichkeit des Wesens war ihm zuteil geworden, die Vollkommenheit einer mutvollen, geweckten, lebendigen Männlichkeit, eines Reichtums ohne lastende oder unbewältigte Gaben. Man hatte ihn nicht nur gern – er erregte Enthusiasmus und Entzücken sofort und überall, wo er auftrat. Seine Lebensfreiheit, sein Jasagen zu sich selbst und zu jedem Wert, wo er ihn traf, war so ansteckend, daß es jeden mitriß, ja Dasein und Zukunft leicht und voller Erwartung

⁷ Ludwig Thormaehlen, *Erinnerungen an Stefan George*, Hamburg 1922, S. 220 ff.

erscheinen ließ. Lebenssorge, Skepsis, Skrupel – wenn sie irgendwo vorhanden gewesen wären – zerfielen in seiner Gegenwart in nichts.

Auch er war wie sein Bruder Berthold in einer selbstverständlichen Weise ‚Herr‘: der Freie und Gehobene, der über sich nichts Höheres, nichts zu einer Unterwerfung, zu einer Devotion Veranlassendes kannte, außer wo er ein an Geist und Rang über ihm Stehendes freiwillig anerkannte.“

Als Knabe war Stauffenberg zart und oftmals anfällig gewesen. Noch bei der Meldung zur Reichswehr hatte er fürchten müssen, wegen mangelnder Kräfte zurückgewiesen zu werden. Später machte er seinen Körper allen Mühen und Anstrengungen gewachsen, litt nicht unter Entbehrungen, genoß, wann es zu genießen gab, und erschien immer frisch, behend und beweglich. Man weiß von einem Ritt, der ihn nach Manöverende von der Schwäbischen Alb in drei Tagen ins geliebte Bamberg trug. Auch in den angespanntesten Zeiten im Hauptquartier verzichtete er ungern auf seine Frühstunde zu Pferd, mochte auch ein sechzehn- oder achtzehnstündiger Arbeitstag voraufgegangen sein und ein gleicher wieder folgen. Einer, der ihn damals öfter sah, spricht von seinem Arbeitstempo, seiner Konzentration, seiner Frische in Nächten wie am Morgen. „Seine Nerven und seine Gesundheit, die er gewiß nicht schonte, waren beneidenswert.“⁸

Mit Gneisenau war er nicht nur durch Abstammung und gleiches Metier verbunden: Wesen und leibliche Erscheinung machten ihn zum wirklichen „Gneisenaukenkel“. Er hatte ein starkes Selbstgefühl und wußte von seiner Kraft über Menschen. Eitelkeit hat keiner an ihm gefunden. Er neidete niemandem etwas und war für sich zum Erstaunen unbesorgt um Position und Ansehen. Ihn selbst bezeichnen die Wendung „von einem Volk, das in freiem Stolze die niederen Triebe des Neides und der Mißgunst überwindet“ und der Satz, den er gleichfalls in den späteren Eid aufnimmt: „Wir beugen uns vor den naturgegebenen Rängen.“⁹

Trotz seiner Könnerschaft im Fach wirkte er nicht als Fachmann. Man findet in mehreren Berichten über ihn als den stärksten Eindruck genannt, daß er immer ein Ganzes umfaßt und aus solcher Sicherheit her auch im einzelnen geurteilt habe. Nahe Freundschaften verbanden ihn mit Menschen, die in anderen Berufen standen. Mit ihnen vereinigte er sich in einem großen menschlich-künstlerischen Streben, aus dem er sich auch in der notwendigen Einseitigkeit der letzten Monate vor dem Zwanzigsten Juli nicht ausschloß. An der Reihe von Arbeiten geschichtlicher oder dichterischer Art, die aus seinem Freundeskreis hervorgingen, hat er mitwirkend Anteil genommen. Vom Tode des ihm sehr nahen Bildhauers Frank Mehnert, der am Ilmensee gefallen war, erfuhr er, als er selbst in Afrika im Kampf lag. Ein anderer jüngerer Freund, der dichterisch begabt war und über den Prinzen Eugen gearbeitet hatte, war ein halbes Jahr früher vor Sewastopol geblieben¹⁰.

⁸ Dietz Freiherr von Thüngen, ungedruckte Niederschrift.

⁹ Fahrner, s. Anm. 13.

¹⁰ Die während des Krieges in einem Privatdruck, später im Suhrkamp-Verlag veröffentlichte „Erzählung“ des im August 1942 als Oberleutnant vor Sewastopol gefallenen Wolfgang Hoffmann ist nicht ohne Beziehung zur Gestalt Stauffenbergs, dem der Autor im Hauptquartier und in Berlin begegnet war.

Auch beim täglichen Zusammensein unter Offizieren sprach Stauffenberg häufig über geschichtliche, politische, soziale, künstlerische Dinge, ebenso wie ihn die immer neu sich vordrängenden Überlegungen beschäftigten, wie man das Lebendige gegen die Wucherung der technischen Zivilisation rette. Er wurde ungeduldig bei bloßen Darlegungen des Übels und stimmte wenig mit ein in die Klagen, die bei geistigen Menschen sonst fast unvermeidbar scheinen, wenn sie einer ihnen von Grund aus widrigen Umwelt begegnen. Ihn reizten vor allem die Vorstellungen, wie man es anders mache. Er schaute dabei sehr nüchtern auf das Ziel, das man verwirklichen, und auf die Menschen hin, mit denen man es erreichen könne. Bezeichnend schon für den jungen, etwa siebzehnjährigen Stauffenberg ist die Geschichte, daß einmal eine Abordnung von Gleichaltrigen und etwas Älteren zu ihm kam: er möchte die Führung übernehmen und „die Idee der Jugendbewegung“ retten, worauf er erwiderte, er kenne keine Idee, er kenne nur Menschen... Ein Gegensatz der Generationen, wie er gerade in dieser Zeit nach dem Ersten Weltkrieg stark hervortrat, ein Gegensatz der Ideologien, wie er ein Jahrzehnt später trennendes Weltgespräch wurde, war für ihn so nie bestimmend.

Mit dem Kraftvollen und Unbedingten seiner Art versöhnten seine Anmut und Ungezwungenheit, mit dem durchgreifenden Wollen seine heitere Nüchternheit, die nichts Pathetisches aufkommen ließ. Sein „prachtvolles“ Lachen galt als einzig: einer, der ihn jahrelang nicht gesehen hatte, erkannte ihn daran im Nachtschnellzug durch die geschlossene Tür des Schlafabteils. Viele, die später sich einer Begegnung mit ihm entsannen, meinten wie jener Oberleutnant vor dem Volksgericht: er lächelte immer, wenn er sprach. Nie stand er allein. Wo er auch war, hatte er bald „seinen verschworenen Haufen“. Viele Freunde und Kameraden aus den Reiterjahren und aus der Akademiezeit findet man später wieder an seiner Seite.

Im Sommer 1938 kam der Rittmeister Stauffenberg nach Wuppertal zur I. Leichten Division, die bis November General Hoepner befehligte und die nach Kriegsbeginn zur 6. Panzerdivision wurde. Als Zweiter Generalstabsoffizier dieser Division erlebte er die Monate der Sudetenkrise und zog mit in die Bereitstellung im Thüringer Wald. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen ins Sudetenland fand eine Quartiermeisterfahrt statt, an der er teilnahm. Beim Abschluß dieser Besichtigungsreise führte Stauffenberg mit zwei Kameraden vor den leitenden Offizieren ein Scherzspiel auf. In geistvoller Verhöhnung trieben sie darin mit aller Fachkunde und ungemein großzügig, ohne sich um rechts und links zu kümmern, einen Panzerkeil vor bis in den Ural. Stauffenberg tat als Versorgungsoffizier Münchhausensche Wunder an Improvisation, phantasievoll eine Strategie überpochend, die empfahl, sich am eigenen Zopf aus dem Sumpf zu ziehen. Als dem Keil etwa in der Ukraine das Benzin ausging, eroberte man Baku, legte schnell eine Überlandröhre und führte das Fehlende herbei. Das Ganze unter dem immer wiederkehrenden Zauberwort: Das Auge des Herrn macht die Kühe fett.

Der Spätherbst brachte die Synagogenbrände in Deutschland. Stauffenbergs Gedanken waren in diesem Herbst und Winter bei Gneisenau und seinen Plänen einer Erhebung. Im Januar 1939 fand im Kreis von ihm geladener Offiziere ein Vortrag

über Gneisenau statt. Er selbst leitete ihn mit Worten ein, die verdeckt, aber unüberhörbar von den eigenen Tagen sprachen. Am Ende des fast zweistündigen Vortrags, der sehr lebendige Aufnahme fand, sagte er in seiner Art lachend: „Ja, sehen Sie, das haben wir nun gelernt: so hat es Der gemacht.“¹¹

In der ersten Zeit des Krieges ist Stauffenberg mit der 6. Panzerdivision (Panzergruppe Kleist) in Polen und Frankreich. Nach der Erzählung eines Mitoffiziers war er in der Division so bekannt wie der General. Er war mit Leib und Seele dabei, arbeitete viel und hatte doch für jedermann Zeit. Ein anderer Bericht zeigt ihn in einer von ihm geleiteten Besprechung¹²:

„Stauffenberg, groß, schlank und beweglich, ein Mann, von ausgesprochenem persönlichem Charme, empfing uns mit echter, strahlender Liebenswürdigkeit, sorgte, daß jeder ein Glas zu trinken bekam, eine Zigarre, eine Pfeife Tabak. Er informierte, fragte, forschte nach scheinbar nebensächlichen Dingen, gab die neuesten Anekdoten zum besten, die aus dem Raum zwischen Aufklärungsabteilung und Feldbäckereikolonnie der Division zu berichten waren, sprang von einem Thema zum andern, unterbrach jedes Gespräch, um zunächst einmal den zuletzt ins Zimmer Getretenen anzuhören und auszuforschen. So verging Viertelstunde um Viertelstunde, und noch immer war keine unserer Fragen entschieden, bis dann, ganz und gar unkommissig und durchaus zwanglos, die Worte fielen: Ja also, ich denke, wir machen das jetzt so . . . , und nun gab Stauffenberg, die Linke in der Hosentasche, die Rechte am Weinglas, gedankenvoll durchs Zimmer gehend, bald hier, bald da stehenbleibend, dann wieder zur Karte greifend, den Quartiermeisterbefehl in allen Einzelheiten . . .“

Beim gleichen Bericht aus der Panzerdivision lesen wir die fast panegyrischen Sätze:

„Unvergleichliche Erinnerungen waren jene abendlichen Gespräche zu dritt oder viert in den Quartieren bei St. Omer. Immer wieder war bewundernswert, über welche Fülle von Einsichten, über welch gereiftes Urteil der damals Zweieunddreißigjährige verfügte, wieviel er dank einer genialen Begabung wußte. Diskussionen von einem ähnlich hohen Niveau habe ich weder vorher noch nachher je erlebt. Verehrt und bewundert von Kameraden, Mitarbeitern und Untergebenen, geschätzt von allen Vorgesetzten, denen er, seines Wertes und seiner persönlichen Würde voll bewußt, mit schönem Freimut und ohne jede Spur von Servilismus gegenübertrat, stets und in jeder Lage befähigt, den rechten Ton zu treffen, die passende Form zu finden: so war er, strahlend und schön wie Alkibiades, ‚angenehm vor den Menschen‘ und wahrhaft, wie es später einmal einer aus dem Kameradenkreis sagte, ‚ein Liebling der Götter‘.“

Ein anderer Stauffenberg Befreundeter aus der Panzerdivision erinnert sich aus dieser Zeit an sein Wort: „Nichts Schöneres als einen siegreichen Feldzug mit dem Freunde.“ Um diesen Mann, den so ganz die Dinge des technisch modernen Krieges beschäftigten, habe der Krieg dennoch etwas Zeitenthobenes gehabt ohne jede Ro-

¹¹ Fahrner, s. Anm. 15.

¹² Erwin Topf in einem Artikel Claus Graf Stauffenberg, in „Die Zeit“ vom 18. Juli 1946.

mantik. Er konnte sich mit Freunden ganz dem Reiz des Landes und eines schönen Biwaks hingeben und sich am Siege freuen. Dies Erhobensein vom Glück der Waffen hatte aber nichts von jenem Taumel, dem damals zuerst die Sinne mancher Mitoffiziere anheimfielen, dem Taumel, durch die deutschen Machtschläge ringsum eine Welt in Scherben zu legen. Stauffenberg äußerte, als sich das unerwartete Erliegen Frankreichs abzeichnete: dies sei ohne Sinn, wenn es jetzt nicht gelinge, Frankreich und Deutschland sich nahezubringen. Jetzt müsse man in einem großen Sinn handeln, müsse aus der alten Feindschaft endlich etwas Neues machen, und er fügte übermütig hinzu: wenn man ihm freie Hand gäbe, er würde es machen.

In den Tagen, in denen der Panzervormarsch auf Dünkirchen durch Hitler angehalten wurde und den Engländern sich einzuschiffen gelang, wurde Stauffenberg in den Generalstab des Heeres abberufen. Er hatte in dessen Organisationsabteilung das Referat „Friedensheer“ zu übernehmen mit der Aufgabe, Gliederung und Ausrüstung des Heeres im Einklang zu halten mit den fortgehenden Änderungen der Waffen und den sich ändernden Kampfnotwendigkeiten. Die Arbeit bedingte eine nahe Zusammenarbeit mit den Kommandeuren an der Front, deren Erfahrungen auszuwerten, deren Vorschläge durchzudenken und zu erproben waren. Stauffenberg hatte gelegentlich auch fremde Offiziersmissionen, die etwas und nicht zu viel vom deutschen Heer sehen sollten, zu führen und zu unterrichten.

Über zweieinhalb Jahre des Krieges, Jahre entscheidender Entwicklungen, hat Stauffenberg vom Hauptquartier aus erlebt: 1940 den Waffenstillstand mit Frankreich, den Versuch, England aus der Luft zu zermürben, 1941 den deutschen Vorstoß auf den Balkan, die Landung auf Kreta, das breite deutsche Vordringen nach Rußland, die deutsche Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten, 1942 die schwere Winterkatastrophe in Rußland, den deutschen Angriff bis gegen Ägypten, den Vorstoß zum Kaukasus und zur Wolga, die Landung der Gegner in Tunis und Marokko, die Opferung der Sechsten Armee in Stalingrad . . . Stauffenberg hat in diesen Jahren mit seiner Abteilung die Ortswechsel des Hauptquartiers mitgemacht: von Godesberg nach Belgien, nach Fontainebleau, in die märkische Heide bei Zossen, nach Ostpreußen, nach Winniza in der Ukraine und wieder nach Ostpreußen. Häufige Reisen führten ihn von seinem Dienstsitz aus nach allen Richtungen zu den höheren Stäben der Front und der besetzten Länder, zu leitenden militärischen Stellen in Berlin. Bei den verschiedensten Befehlshabern machte er Besuch: in Borisow an der Beresina ebenso wie auf der Krim, in Finnland, in Belgrad, Paris, Athen.

An zwei Stationen dieses Weges begegnet man ihm in persönlichen Überlieferungen. „Im Frühjahr 1941, nach der Besetzung von Griechenland“, so schreibt Rudolf Fahrner¹⁸, „kam Claus auf einer aus seiner Tätigkeit im Hauptquartier sich ergebenden Reise nach Athen. Wir hatten mehrere Zusammenkünfte und ein-

¹⁸ Rudolf Fahrner hat seine Erinnerungen zum Zwanzigsten Juli auf meine schon länger geäußerte Bitte in einer auch das sehr Persönliche mit umfassenden Form 1962/63 niedergeschrieben. Sie sind bisher nicht veröffentlicht worden. F. hat mir erlaubt, seine Niederschrift einzusehen und für meine Darstellung zu verwenden.

gehende Gespräche über die Lage – die schönste Begegnung auf einer gemeinsamen Fahrt nach dem alten Koronis an der Nordostküste Attikas. In einer der beiden Meerbuchten, die der frühere Stadtrücken trennt, trafen wir deutsche Truppen, die hier ihre Zelte hatten. Die einen waren beim Bad, andere braungebrannt beim Ballspiel. Stauffenberg hatte seine Freude beim Anblick, begrüßte den Oberleutnant, der das Lager befehligte, und lobte ihm seine Leute: es war eine aktive Gebirgsjägertruppe, die den Feldzug in Norwegen mitgemacht und von Bulgarien aus den Eingang nach Griechenland erkämpft hatte, lauter junge ‚Gebirgler‘ von schlankem Wuchs in kräftiger Verfassung. Wir schauten zusammen eine ganze Weile den Spielenden zu, die sich offenbar ein Vergnügen daraus machten, dem unvermittelt erschienenen Zuschauer mit den Generalstabsstreifen einen munteren Kampf zu liefern. Stauffenberg verabschiedete sich dann durch Winken und Zuruf – das einzig gebrauchte ‚Heil‘ und die begleitende Armbewegung waren bei ihm ein eigener und echter Gruß. Die andere von herrlichen Felsen umstandene Bucht, in die wir zum Bad hinübergingen, war ganz unbetreten. Wir schwammen sehr weit hinaus, Claus erst mir zur Seite, dann links vor mir, sich oft zu Zurufen zurückwendend. Dieses schöne Menschenhaupt über den hochgehenden blauen Wogen gab etwa das, was Goethe durch Karl Philipp Moritz über ein solches Gegenüber andeuten läßt: das Äußerste an Gestaltung über der ewig wogenden, gestalten-trächtigen Ungestalt.“

Der andere Bericht erzählt von einer Reise durch die Ukraine, wo Stauffenberg die Aserbeidschaner und andere russische Freiwilligenverbände besichtigt. Es lag ihm viel daran, diesen Verbänden, die seiner Fürsorge unterstanden, die geeigneten Führer zu finden und sie nicht zu gedungenen und mißbrauchten Hilfsvölkern, sondern zu freiheitlichen Kampfgruppen zu machen mit gewahrten Bräuchen und Stammeseigenschaften. Der Begleiter Stauffenbergs erzählt vom oft prachtvollen Menschenwuchs, den sie antrafen, von Männertänzen und Gesängen, die dem Gast zu Ehren stattfanden, und er meint, es sei auffallend gewesen, wie diese Menschen einer ganz anderen Welt diesem Besucher zufielen, der unter ihnen wie ein bodenständiger Herr wirkte¹⁴.

War auch das Hauptquartier hundertfach gefeldert und unterteilt und schon räumlich nicht überschaubar, so hatte Stauffenberg durch Freunde und Bekannte, die in der Operationsabteilung, in „Fremde Heere West und Ost“, in der Abwehr, im Nachrichtenwesen und bei den Waffengeneralen saßen, genug Möglichkeiten, sich zu unterrichten. Er hatte den starken Trieb, sich immer vom Ganzen Rechenschaft zu geben, und nahm zu dem, was das Hauptquartier bot, seine eigenen Eindrücke hinzu, die er auf seinen Reisen sammelte, die Berichte, die er mündlich und brieflich empfang, und was ihm der Bruder aus der Seekriegsleitung zutrug.

¹⁴ Über die Aufstellung der russischen Freiwilligenverbände s. die (zu Teilen bedenkliche) Schrift von K. Michel, *Ost und West, Der Ruf Stauffenbergs*, Zürich 1947; umfassender und mit Zahlenangaben P. Kleist, *Zwischen Hitler und Stalin 1939–1945*, Bonn 1950, S. 205 ff. Er erwähnt auch Stauffenbergs Mitwirkung im Kampf gegen die von Bormann und Koch betriebene Unterjochungspolitik.

Gerade für die aus dem Kampf Kommenden erübrigte er, so bedrängt er war, immer genug Zeit zum Fragen und Erzählen und bewirtete sie gerne. Er hörte sich an, mit welchen Nöten sie draußen kämpften, erkundigte sich nach allen, die er kannte, nahm Anteil an den Erfolgen und Mißerfolgen und durchdachte sie in ihren Einzelzügen. Wer mit einem Anliegen ins Hauptquartier kam, den beriet er, half, wenn er konnte, oder suchte wenigstens zu erreichen, daß ein echter Bericht der Lage – was oft nicht leicht war – bis zur verantwortlichen Leitung durchdringe. Man weiß von einer zuvor mehrfach gescheiterten Eingabe wegen der russischen Zivilarbeiter, die Stauffenberg trotz aller Widerstände an die eigentlich Verantwortlichen heranbrachte, nachdem er sie noch durch die Beischrift geschärft hatte, die Behandlung der russischen Zivilarbeiter sei „eine unverantwortliche Herausforderung des Ostens“.

Ein älterer Regimentskamerad von Stauffenberg, der als Reserveoffizier im Hauptquartier Dienst tat, schildert, wie er öfter am Ende eines langen Arbeitstages um ein oder zwei Uhr nach Mitternacht zu Stauffenberg hinüberging, um noch ein Wort auszutauschen oder eine Erfrischung zu nehmen. Er schreibt: „Ich habe die Tür von Claus nie geöffnet, ohne ihn am Fernsprecher anzutreffen. Vor ihm Stöße von Papier, die Linke am Hörer, die Rechte mit dem Bleistift bewaffnet, die Akten ordnend. Er sprach mit lebhafter Miene, je nach dem Gesprächspartner lachend (ohne das ging's eigentlich nie) oder schimpfend (das fehlte auch selten) oder befehlend oder dozierend, gleichzeitig aber schreibend, entweder nur die großen, raumgreifenden Buchstaben der Unterschrift oder die kurzen, auffallend präzisen Aktenvermerke. Neben ihm meist der Schreiber, der während der Wartepausen in fliegender Eile Aktenvermerke, Briefe, Notizen aufnahm, ohne daß Claus vergessen hätte, das so peinlich eingehaltene Beiwerk eines hohen Stabes (Briefkopf, Betreff, Bezug) pedantisch genau zu diktieren. Claus gehörte zu den Menschen, die gleichzeitig mit aller Konzentration mehrere Arbeiten erledigen. In erstaunlichem Maße hatte er die Fähigkeit, Akten zu bearbeiten, d. h. Wesentliches vom Unwesentlichen mit einem Blick zu trennen. Er drückte sich klar aus, und seine blitzartigen, den Nagel auf den Kopf treffenden Zwischenbemerkungen brachten seinen Partner nicht selten in Verwirrung. Die angeborene gesellschaftliche Gewandtheit, die unvergleichliche Grazie militärischen Taktens des Jüngeren dem Älteren gegenüber, die Freiheit und Ungehemmtheit des Verkehrs zwischen Gleichwertigen war das Äußere von Claus' großer Persönlichkeit, die sich Achtung und Vertrauen ohne Zwang erwarb. Für das, was bei anderen zum Äußeren gehört, Kleidung, hatte er in dem ungeheuren Geschehen, das ihn bis ins Innerste bewegte, kein Verständnis.“¹⁵

Zu Beginn des Jahres 1943 wurde Stauffenberg zur Truppe versetzt. Mitte Februar traf er in Afrika ein und übernahm die Stelle des Ersten Generalstabsoffiziers bei der 10. Panzerdivision, die damals eben den Rückzug des Afrikakorps auf den Brückenkopf von Tunis zu decken hatte gegen einen an Zahl und Rüstung überlegenen, stark vorandrängenden Gegner. Monatelang hatte sich die Division dieses

¹⁵ Von Thüngen, a. a. O.

zählen englischen Gegenübers zu erwehren. Ihr Rückzugskampf ist als vorbildlich hervorgehoben worden.

Nach siebenwöchigem Dienst bei der Division wird Stauffenberg, der einen Artilleriestreifschuß am Knie unbeachtet ausgeheilt hat, unterwegs von einer feindlichen Tieffliegergarbe überschüttet und schwer verwundet zurückgebracht (7. April). Gesicht, Hände, Knie sind zerschossen, er sieht nichts mehr. Erst als man nach einigen Tagen im Lazarett in Karthago den Kopfverband löst, hat er die Gewißheit, daß das eine Auge doch sehend geblieben ist. Er wird in die Heimat gebracht und kommt in ein Münchener Lazarett. Für Wochen liegt er mit hohen Wundfiebern. Es scheint ungewiß, ob es gelinge, ihn durchzubringen. Kopf, Arme, Beine liegen in Verbänden. Er lehnte, so liest man in den Kaltenbrunner-Berichten (S. 305), „als er im Lazarett lag, trotz seiner schweren Verwundung jedes Schmerzlinderungs- und Schlafmittel ab und überwand die Folgen seiner Verwundung schnell und mit Energie“¹⁶. Nicht so sehr die Verwundung schien ihn niederzuwerfen als das Gefühl, aus seiner Bahn gerissen zu sein und nichts von dem getan zu haben, was er von sich erwartet hatte.

Bald aber ist ein unerklärlicher Umschwung zu bemerken. Freunde, die den Grafen zwei Wochen zuvor als einen von Todesnähe Berührten gesehen hatten, spüren jetzt zurückkehrend mit Staunen eine ganz neue innere Bestimmtheit, eine Energie, drängender als je. Von seinem Ergehen zu reden, ist ihm kaum mehr lohnend. In den letzten Apriltagen hat er einen Brief an General Olbricht diktiert, er hoffe, in einem Vierteljahr wieder zur Verfügung zu stehen – offenbar knüpft er dabei an ein zwischen ihnen schon bestehendes Verhältnis an. Einem Freund bekennet er in diesen Tagen, als sie allein sind, die Stelle des Stabschefs bei General Olbricht im OKH sei ihm inzwischen angeboten worden, die Möglichkeiten zu entscheidendem Eingreifen erwarten lasse. Bald darauf empfängt der gleiche einen maschinengeschriebenen Brief von ihm, unter den Stauffenberg – wie er bemerkt, zum erstenmal – mit der verstümmelten Linken seinen Namen Claus setzt. Einen alten General, der ihn Anfang Mai besucht, beeindruckt, wie lebendig und sicher der noch Fiebernde das Gespräch führt und einige Finger der linken Hand aus dem Verband frei macht, um zu schreiben. Im Lazarett wundert man sich über die zahlreichen Besucher auch hohen Ranges, die bei dem Oberstleutnant aus und ein gehen. Aus dem Reich, aus der Ukraine, aus Frankreich, Italien, Griechenland kommen Gaben für ihn. Es ist wie eine eigene Welle von Freundschaft, Zuneigung, Erwartung, die ihn umgibt. Wie viele von denen, die zu ihm kommen, haben Kenntnis davon, was in ihm umgeht? „Weißt du, ich habe das Gefühl, daß ich jetzt etwas tun muß, um das Reich zu retten“, äußert er einmal wie beiläufig in fast leichtem Ton zur Gräfin Nina, der Mutter seiner damals vier Kinder, „wir sind als Generalstäbler alle mitverantwortlich.“

¹⁶ Sauerbruch (Das war mein Leben, Bad Wörishofen, 1951), S. 550, bestätigt die Ungeduld Stauffenbergs: er habe die Operation ebenso wie die Anlegung eines „Sauerbruch-Armes“ abgelehnt, weil das eine neue Lazarettzeit erfordert hätte.

„Wenn Sie mich nach Stauffenbergs politischer Einstellung fragen, so muß ich Ihnen erwidern: Man geht fehl, wenn man versucht, sie einordnend zu bezeichnen. Er hatte – um dies vorauszusagen – eine auffallende Fähigkeit, sich mit einer gegebenen Lage (dazu gehören auch Menschen mit ihren Anschauungen) zu verbinden, um in ihr zu handeln. Er wurde nicht von Meinungen, Absichten, ‚Programmen‘ bestimmt, sondern von Kräften, die zur Auswirkung drängten, Kräften, die jedoch über das hinausreichten, was man als Bezirk heutiger politischer Thesen und Antithesen kennt. Man kann solche Naturen nicht einordnen nach rechts oder links oder unter Gegner und Anhänger schon vorhandener Erscheinungen, und gerade das macht sie ‚zukunftsträchtig‘, macht es möglich, daß durch sie etwas Neues geschieht.“¹⁷

Diese im Jahr 1950 niedergeschriebene Auskunft Rudolf Fahrners wird ergänzt und erweitert durch die ausführliche Schilderung seiner Zusammenarbeit mit den Brüdern Claus und Berthold Stauffenberg, die er neuerdings gegeben hat und die ihn als wichtigsten überlebenden Zeugen für die Absichten und die Haltung der Brüder Stauffenberg erkennen läßt. Die von ihm gegebenen Hinweise können dazu dienen, Claus Stauffenbergs Verhältnis zu Hitler und den Ereignissen der Zeit deutlich zu machen¹⁸.

Zweierlei geht aus ihnen hervor: Sowenig man Stauffenberg erfaßt, wenn man ihn als den „glänzend begabten“ Offizier einordnet, der neben seinem Beruf geistigen Interessen und auch politischen Gedanken nachhing, so abwegig ist es, ihn als zu Anfang begeisterten Nationalsozialisten zu schildern, der sich dann durch eine mutmaßliche Bekehrung von Hitler abgewandt und den Weg zur Widerstandsbewegung gefunden, oder auch ihn zum Gesinnungs-Kommunisten zu erklären, als der er sich mit seiner Neigung zu Ostkontakten und Sozialplänen erwiesen habe¹⁹.

¹⁷ Brief von Rudolf Fahrner an den Verfasser aus dem Jahr 1950.

¹⁸ Fahrner, s. Anm. 13.

¹⁹ Foertsch, Schuld und Verhängnis, Stuttgart 1951, S. 22, gibt eine Schilderung, für die er Peter Sauerbruch, einen jüngeren Regimentskameraden von Stauffenberg, als Quelle anführt: der damals 25jährige Leutnant Stauffenberg habe sich am 30. Januar 1933 in voller Uniform an die Spitze des Zuges einer begeisterten Menschenmenge auf den Straßen von Bamberg gestellt und habe danach Tadel und Vorhalte von Mitoffizieren und Vorgesetzten gelassen hingenommen und zu Kameraden geäußert, daß die großen Soldaten aus der Zeit der Befreiungskriege wohl mehr Gefühl für solche echte Volkserhebung bewiesen hätten. Nachfragen bei Bamberger Bürgern, die den 30. Januar in ihrer Stadt erlebt haben, ließen keine Erinnerung an einen ähnlichen Vorgang auffinden. P. Sauerbruch hatte die Freundlichkeit, mir genauere Auskunft zu geben. Er bestätigt die von Foertsch mitgeteilte Erinnerung, fügt aber Erläuterungen hinzu, die für das Verständnis nicht unwesentlich sind. Es hat sich nach S. nicht darum gehandelt, daß sich Stauffenberg als junger aktiver nationalsozialistischer Volksführer in der Uniform eines Leutnants an die Spitze von Zivilisten gesetzt, die Volksmenge angeführt und dadurch Kritik oder gar Maßregelung durch seine Vorgesetzten auf sich gezogen hätte (Foertsch selbst führt im gleichen Zusammenhang die Ulmer Reichwehroffiziere Scheringer und Ludin an). Der Vorgang war offenbar viel persönlicher. Im Gespräch unter den Offizieren kam an diesem Tag oder an einem späteren – Sauerbruch nahm als Fahnenjunker nur vom Rande her teil und schließt bei der Fülle von Anlässen, die sich für einen solchen Vorfall in jener Zeit boten, einen Datumsirrtum nicht aus – die Rede darauf,

Claus Stauffenberg zeigt sich von seiner ganzen Anlage her, seit er seiner selbst bewußt wurde, als mit ursprünglichen Impulsen auf ein staatliches Handeln gerichtet, wie es schon jene Schilderung des Jugendlichen ausspricht: „Er erweckte von Beginn an hohe Erwartungen als künftiger, mutvoller Betreuer, ja Wiederhersteller sinnvoller Ordnung.“ Der Entschluß, Offizier zu werden, entsprang diesem Trieb künftigen Wirkens. Viele Gespräche, an denen Stauffenberg im Umkreis Georges teilnahm und die er als junger Offizier mit seinen Freunden führte, betrafen die Frage, was geschehen könne, einen neuen staatlichen Organismus unter Deutschen wachsen zu lassen. Von den Stauffenberg dabei bewegenden Gedanken gibt mittelbar der Bericht Fahrners Kenntnis, den er über die gemeinsamen Gespräche niedergeschrieben hat. In ihm ist freilich eine Trennung der Autorschaft für die eine oder die andere Äußerung aus Gewissenhaftigkeit vermieden, aber nach dem Zeugnis Fahrners herrschte Übereinstimmung in allen wichtigen Punkten, so daß diese Darstellung für Stauffenberg bedeutenden, sonst durch kein Zeugnis erreichten Quellenwert hat, zumal sie bisher einzeln überlieferte Nachrichten in einen größeren Zusammenhang einordnen läßt.

„Seit etwa Herbst 1936“ – so heißt es bei Fahrner – „hatten alle unsere Zusammenkünfte mit Claus, so sehr wir mit geistigen Arbeiten beschäftigt waren und so sehr er daran teilnahm, das gleiche Thema: wann, wie und wo könnte ein Durchbruch geschehen.“

Stauffenberg, so stellt es Fahrner dar, beobachtete und beurteilte als ein selbst zum Handeln Begabter und Getriebener Hitlers Emporkommen und Wirkung mit großem, sachlichen Interesse. Er sah in ihm den Typus eines modernen Massenbewegers mit einer erstaunlichen Potenz seines „Trommelns“, der zwar vielfach nur Gedanken, die ihm die Zeit bot, nach seinem Bedürfnis übernahm, der aber fähig war, sie zu vereinfachen und politisch wirkungskräftig zu machen und damit eine große Gefolgschaft auch gegen ihren eigenen Vorteil zu Hingabe und Opfer zu begeistern. Stauffenberg bewegte das Kraftfeld, das dieser Mann zu erzeugen vermochte, seine Vehemenz, die Unmöglich-scheinendes in einer festgeschobenen Welt plötzlich als möglich erscheinen ließ: man konnte die Vorstellung gewinnen, daß es gelungen sei, die Kruste bürgerstaatlicher Gewohnheit, die vom 19. ins 20. Jahr-

daß Stauffenberg in Uniform mit der durch die Straße ziehenden Volksmenge mitgegangen war. Man tadelte ihn. Stauffenberg nahm die Mißbilligung hin und hat zu den ihm Vertrauten sich etwa so geäußert, er sei dazugekommen, wie eine einmütige Begeisterung das Volk mit sich fortzog, und habe es für unmöglich gefunden, in einem solchen Augenblick als Offizier in Uniform in eine Nebengasse abzubiegen. Daran schloß er die Bemerkung von den großen Soldaten der Befreiungskriege.

Die Vorstellung, daß der Offizier nicht beiseite stehen könne, wo es um ein großes Anliegen des Volkes gehe, die Wendung gegen den Kastengeist des Offizierkorps ist im Bild Stauffenbergs nicht fremd und läßt an die Stelle aus dem Tagebuch von Hermann Kaiser (s. „Die Wandlung“ 1945/46, Heft 5) denken, die gegen eine gleiche Offiziersauffassung gewendet ist: „Man braucht nur an Scharnhorst oder Clausewitz oder Gneisenau zu denken, um gewahr zu werden, auf welche Stufe der Offizier von heute abgesunken ist.“ Welche Vorstellungen Stauffenberg von dieser neuen Bewegung gehabt hat, s. im Text.

hundert hinübergewachsen war, zu durchbrechen, und daß es – wenn auch gegen Hitler – zu neuen Gestaltungen kommen könne. War es doch nicht zu verkennen, daß von Hitler bei aller Niedrigkeit seiner Natur, die in ihm sichtbar war, auch ursprüngliche und echte Anliegen einer Erneuerung angesprochen und dadurch auch Menschen von idealem Denken und hohen Zielen indirekt von ihm angezogen wurden.

Aus der Beobachtung des Hitlerschen Aufstiegs waren für Stauffenberg, wie aus der Gesprächsaufzeichnung zu entnehmen, etwa folgende Punkte bedeutsam gewesen:

Hitler war offenbar von Beginn darauf ausgegangen, mit demokratisch scheinenden Mitteln die Demokratie aufzuheben. Einem solchen Vorgehen war der gesamte Apparat der Staatsverwaltung und des Parteiwesens in Deutschland unterlegen.

Hitlers Emporkommen war von den Gegnern Deutschlands durch ihr Verfahren mit hervorgerufen, ja erst ermöglicht worden. Die Art, wie sie in Versailles geglaubt hatten, „Frieden“ begründen zu können, hatte Hitler die stärksten Argumente gegeben und ihm für Jahre den Anschein verliehen, daß er für gerechte Belange aller Völker eintrete. Bemerkenswert war die Art, wie er nicht nur Revisionen betrieb, sondern auch Verzichte aussprach: es deutete sich eine Möglichkeit an, auch unter europäischen Völkern sich anders zu verständigen als mit verbrauchten, konventionellen diplomatischen Methoden.

Hitlers große Wirkung war von seinen sozialen Maßnahmen mitbestimmt. Hier leistete er mehr als manche andere Massenlenker und als „bloße“ Militärs in der Staatsführung, die „bei Machterfolgen immer die sozialen Lösungen nicht leisten können und darüber stürzen und die oft gar nicht bemerken, daß sie nur die Reste überkommener Sozialordnungen vernutzen und davon leben“. Dadurch hatte er eine von innen wirksame Gegenposition gegen den Kommunismus begründet.

Es galt im Auge zu behalten, „daß Menschenlenkung und auch Mengenlenkung ein ebenso unentrinnbares wie wichtiges politisches Geschäft ist und bleibt, das man nicht ohne Schaden beliebigen Leuten überlassen kann, und daß dabei keineswegs eo ipso ein Betrugsverfahren angewendet werden muß“.

Betrug: Hitlers Fähigkeit, „Gedanken in primitive, aber auch echte Werbeformeln umzusetzen“, bestätigte sich, so hatte man den Eindruck, oftmals ohne die Kontrolle des Bewußtseins, primitiv-instinktiv – „daher sein verhältnismäßig gutgläubiges und verhältnismäßig ungestört-selbstgläubiges Schwindlertum“. Damit verband sich freilich für ihn die Handhabung des bewußten, grob- oder feinfädigen Betrugs als politischer Raison nach innen und außen, aber selbst dabei schien nicht ausgeschlossen, daß der Täuscher seine eigenen, oft wiederholten Argumente der Täuschung in überzeugtem Glauben als der nun selbst Getäuschte selbst übernahm.

Fahrner schließt die Wiedergabe der Gespräche, die er in jener Zeit mit Stauffenberg geführt hat, mit diesen Sätzen: „Besonders fiel mir auf, daß jede bloß abschätzende Bemerkung über Hitler – bei großem Interesse für seine ‚sachliche‘ Beurteilung – von Claus Stauffenberg sehr zurückhaltend und skeptisch aufgenommen wurde als einer bloß emotionalen Herkunft und politischer Unsachlichkeit ver-

dächtig. Seine Warnungen vor vorschnellen Hoffnungen, seine Kühle gegen jede Emphase, die Beobachtung, daß er mit dem älter befreundeten Frank Mehnert noch mehreres über diese Dinge besprach, was er vor mir nicht vorbrachte, das alles konnte in mir nur den Eindruck von seiner politisch zuständigen Begabung verstärken.“

Vom ersten unverhüllten Hervortreten des Willens zum Handeln bei Stauffenberg erzählt Fahrner aus dem Winter 1938/39. Als er zu seinem Vortrag über Gneisenau nach Wuppertal kam, habe er Stauffenberg aus der Erbitterung über das Erlebte heraus bei einem Gang durch den Winterwald gefragt, ob sich denn die ganze Wehrmacht ein Vorgehen bieten lasse, wie es im Namen der Deutschen bei den mit der „Kristallnacht“ zusammenhängenden Ereignissen betätigt worden war. Damals habe Stauffenberg zum erstenmal offen von Umsturzplänen und -möglichkeiten gesprochen. Von Hoepner habe er geäußert, daß man auf ihn rechnen könne, auf Beck, wie schon früher immer, sehr zurückhaltend, aber um so beeindruckender gewiesen als die zentrale Figur der Opposition gegen Hitler in der Wehrmacht. Vor einem Zutrauen zu weiteren Kreisen höherer Offiziere oder gar zu dem inzwischen ins Massenhafte aufgeblähten Heer habe er eindringlich gewarnt, und es seien dabei die Worte gefallen: von Leuten, die sich schon ein- oder zweimal die Wirbelsäule gebrochen hätten, könne man nicht erwarten, daß sie bei einer neuen Entscheidung geradestünden.

Im Frühjahr 1939 hatte Fahrner nach mehreren Monaten wieder eine Begegnung mit Stauffenberg. Dieser berichtete „lachend-ernst“ über eine Panzerübung, von der er eben kam, bei der er den ganzen Tag in einem Panzer kleinsten Typs mitgefahren war, um die Lage und die Leistung der Panzerleute kennenzulernen. Wie obenhin, aber sehr ernst und nachdrücklich habe er dabei die Worte hingeworfen: „Der Narr macht Krieg.“ Der Gedanke habe ihn immer wieder beschäftigt, daß der Erste Weltkrieg schon beste Blutskräfte unter den Deutschen vernichtet habe, und was einem Volk drohe, das in der gleichen Generation ein zweitesmal bestes Blut verliere.

Nach seiner Rückkehr aus dem Feldzug gegen Polen empfing Stauffenberg den Besuch seines Onkels, des Grafen Nikolaus von Uexküll²⁰, den er sehr verehrte, und des ihm seit früher vertrauten Grafen Fritz von der Schulenburg. Seiner Umgebung fiel damals auf, wie sehr er von den Gesprächen mit ihnen bewegt, ja betroffen war. Erst später wurde bekannt, daß die beiden ihm neue Einzelheiten über die bedrohliche Entwicklung der Dinge im Reich gebracht und ihn zu bewegen versucht hatten, einzugreifen oder so rasch wie möglich eine Stellung anzustreben, von der er eingreifen könne – sie sollen davon gesprochen haben, er müsse Adjutant des Oberbefehlshabers des Heeres werden. Stauffenberg hatte abgelehnt, da er noch nicht so weit sei.

Nachdem der Krieg einmal ausgebrochen war, sah er ihn nicht zuerst als Unternehmen Hitlers, sondern als vaterländisches Anliegen, und es war für ihn nie eine

²⁰ Graf Nikolaus Uexküll, Bruder von Karoline Gräfin Stauffenberg.

Überlegung, ob man sich ihm, auch nur innerlich, entziehen könne. Er war bis zum letzten Tag in dem, was Amt und Auftrag von ihm forderten, mit Hingabe tätig. Als in der ersten Zeit Hitler die Siege zufielen, die alles Erwartete weit übertrafen, hat Stauffenberg den Hitlerschen Anteil daran, wie er ihn sah, sachlich anerkannt und manchen Kritikern gegenüber nachdrücklich hervorgehoben. In eine Apotheose des „größten Feldherrn aller Zeiten“ hat man ihn nie einstimmen hören. Für untrennbar vom Ruhm eines Sieges und eines Siegers hielt er, daß es gelinge, aus der neuen Lage „etwas zu machen“: er empfand das von Hitler nie bewältigte Verhältnis zu Frankreich als eine Hauptursache des späteren Niedergangs. Eine dafür bezeichnende Szene, für die es in anderen persönlichen Erinnerungen Entsprechendes gibt, berichtet Generaloberst Halder aus dem August 1940, als Hitler in Paris eine große Siegesparade am Arc de Triomphe und in den Tuileries vorbereiten ließ (die nachher doch unterdrückt worden ist). Halder erinnert sich an ein Gespräch mit einigen „seiner“ jüngeren Generalstabsoffiziere, Stauffenberg und der ihm von der Akademie her befreundete Merz von Quirnheim waren vor allem die Sprecher. Sie entwarfen ein beängstigendes Bild eines Siegers ohne Gefühl und Augenmaß, der zum Verhängnis werde, und äußerten, daß es bald an der Zeit sei, ihm entgegenzutreten und notfalls ihn zu fällen²¹.

Aus einem Gespräch, das wiederum um die Möglichkeiten eines Umsturzes ging und zwischen Balkanfeldzug und Beginn des Rußlandkriegs im Frühjahr 1941 stattfand, ist Stauffenbergs Wort erhalten: „Noch siegt er zu sehr.“ Stauffenberg hielt es im weiteren Verlauf für entscheidende strategische Fehler Hitlers, daß er die Pläne einer Invasion Englands aufgab (die er für aussichtsreich ansah) und daß er – aus Neid gegen Rommels Popularität? – die Mittel verweigerte, mit denen der Einbruch in Ägypten und die Eroberung des Suezkanals hätten gelingen können. Den Rußlandfeldzug bezeichnete er als ein fatales Verlegenheitsunternehmen, „weil ihm gar nichts mehr einfiel“.

Ein Gespräch, das ein früherer Offizier des Hauptquartiers²² aus dem Winter 1941/42 berichtet – es war die Zeit der ersten Winterkatastrophe in Rußland –, zeigt die gleiche innere Lage noch gesteigerter. Der Eintretende findet in Stauffenbergs Arbeitszimmer hinter dem Schreibtisch ein Hitlerbild aufgehängt. Stauffenberg bemerkt seine Verwunderung und sagt: „Ich habe dieses Bild ausgewählt und aufgehängt, damit alle, die zu mir kommen, darin den Ausdruck der Proportionslosigkeit und des Wahnsinns erkennen.“ Am Ende des Gesprächs, das um die bedenklich scheinende Kriegslage, das verhängnisvolle Versagen der obersten Führung,

²¹ Aussagen Halders bei seiner ersten Verhandlung vor der Spruchkammer in München am 20. September 1948. In der Wiedergabe von Graml (Die deutsche Militäropposition vom Sommer 1940 bis zum Frühjahr 1943, Beilage zu „Das Parlament“ vom 16. Juli 1958, S. 359) ist auch der Name Tresckow genannt, an den ich mich von der Verhandlung, bei der ich zugegen war, nicht mehr erinnerte. – Die Sorge um das deutsch-französische Verhältnis trieb in gleicher Weise Caesar von Hofacker.

²² Professor J. Speer, früher Freiburg, jetzt München, unveröffentlichter Bericht. Speer war unter dem damaligen Major i. G. Eberhard Finckh im Amt des Generalquartiermeisters tätig und war mit Stauffenberg in die Schule gegangen.

das Hereindrohen des Ostens, die Maßlosigkeit Hitlers geht, sagt Stauffenberg auf des anderen Frage nach einer Lösung nur das eine Wort: „Töten.“ Die beiden sind sich einig, wie ungeheuer die Schwierigkeiten, zumal im Kriege, sind: so handeln dürfe nur einer, der es sich zutrauen könne, nach dem Ausfall Hitlers die Macht in die Hand zu nehmen und Staat und Heer über den Notaugenblick zu führen.

Als Gruppenleiter in der Organisationsabteilung des Hauptquartiers war Stauffenberg in unablässiger Auseinandersetzung mit den Befehlsverhältnissen, die Hitler in Heer und Wehrmacht geschaffen hatte. Sie beruhten auf einem aus der Politik übernommenen System der Gewaltenteilung, das ihm selbst vollkommene und unwidersprechliche Befugnisse gab, die ihm untergebenen hohen Befehlsstellen aber durch Gleichordnung mit vielen anderen in dauernde Spannungszustände versetzte und entscheidend in ihrer Machtausübung schwächte²³. Die drei Wehrmachtteile fielen immer mehr auseinander, es gab Kriegsschauplätze des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtführungsstab Jodl) und des Oberkommandos des Heeres (Generalstabschef Zeitzler), die miteinander rivalisierten²⁴, die SS errang immer mehr Sonderrechte, andere führerunmittelbare Verbände und Dienststellen vermehrten täglich die Anarchie im Führungsgeschehen. Durch diese Art der „Spitzengliederung“ war die militärische Allgewalt Hitlers gesichert und jeder Einspruch gegen ihn, da er bestenfalls nur vom Kopf einer Teilgewalt herkam, unwirksam. Stauffenberg bemühte sich mit anderen Männern des Hauptquartiers in zähem Kampf um eine Änderung: wenigstens sollte es gelingen, die Stelle eines Oberkommandierenden der Ostfront mit eigener Verantwortlichkeit und Entschlußfreiheit zu schaffen. Auch als Hitler solchen Überlegungen ausdrücklich den Mund verbot, hat Stauffenberg mit Nachdruck im gleichen Sinn weitergewirkt. Er ist, wie man aus Schilderungen weiß, bei mehreren der höheren Führer vorstellig geworden und hat versucht, ihre Tatkraft zu einem mindestens demonstrativen Handeln in Bewegung zu setzen. Die Angesprochenen schienen mehrfach völlig mit ihm einig und hielten es für die letzte Stunde, die Selbständigkeit der militärischen Führung wiederherzustellen und damit dem Schlimmsten vorzubeugen. Aber sie glaubten es sich selber nicht zutrauen zu können, da sie sich in ihrer schweren und weitreichenden täglichen Aufgabe an der Front gebunden fühlten: sollte er die

²³ „Autoritäre Anarchie“ bei Kleist, a. a. O., S. 208, s. auch das Buch mit gleichem Titel von Petwaidic (Hamburg 1946); Speidel, Invasion 1944, Tübingen 1949, S. 43; ferner ausführlich im SS-Bericht Kiesel. Die Kritik der Offiziere an Hitler nimmt einen großen Raum in den Vernehmungen ein, so KB 291, 31, 406, 475, 525, 302 (Die geistige Haltung des Offiziers Oster), 271 (Der „unpolitische“ Offizier und „Nur-Soldat“ als Vorwurf der Vernehmenden, dazu vgl. S. 247 im Text: Stauffenbergs Vorwurf des „Nur-Soldat-Seins“ der Marschälle).

Die Unsinnigkeit der Befehlsverhältnisse wird von Stauffenberg am Beispiel eines afrikanischen Dorfes demonstriert, dessen Räumung über Rom im Führerhauptquartier angefordert werden mußte: inzwischen seien völlig unnötige und vermeidbare Verluste allein durch die Länge des Befehlsweges entstanden (KB 294). Vgl. Hagens Aussagen vor dem Volksgerichtshof am 7. August, IMT XXXIII S. 325 ff., bes. S. 337/38.

²⁴ Es hatte sich die Sitte herausgebildet, daß die Vertreter des einen der kriegführenden Ressorts den Besprechungsraum verließen, wenn die des anderen den Vortrag begannen.

Bewegung in Gang setzen! Sie wollten „für den Fall eines gelungenen Staatsstreiches voll zur Verfügung stehen“ (nach einem Ausdruck des Freiherrn von Gersdorff, der im Sommer 1943 im Auftrag von Kluge Manstein zu besuchen hatte²⁵).

Bei solchen Erfahrungen hörte man Stauffenberg zornig von Heeresgruppenführern sprechen, die sich als Äußerstes zu dem Entschluß aufraffen konnten, nach gelungenem Staatsstreich der neuen Staatsführung wieder Gehorsam zu geloben²⁶. Görnitz spricht in diesem Zusammenhang von den Eindrücken der Ratlosigkeit und Entschlußscheu der Generalfeldmarschälle, die Stauffenberg damals empfing und die ihn mitbestimmt haben, selbst zu handeln. Im übrigen verargte es Stauffenberg keinem, der auf den unteren Sprossen der Rangleiter stand, wenn er auf sein Blickfeld beschränkt blieb, treu zum Geforderten stand und Mensch sein wollte, den seine Freuden und Leiden erfüllten. Er sprach oft von den notwendigen Ordnungen und haßte alles bodenlose Revolutionieren, das auf Leichtfertigkeit oder Blindheit beruhe. Man gebe vor, dienende Kräfte zur freien Entscheidung und Tat aufzurufen, in Wahrheit reiße man sie nur weg aus dem Raum, in den sie gehörten und wo sie einzig gedeihen könnten. In solchem Sinn hatte Stauffenberg bei seiner Teilnahme an Fahrners Gneisenauarbeit vorgeschlagen, die Darstellung der radikalen und aufs Äußerste gehenden Organisation des Volksaufstandes gegen Napoleon auszuschneiden. „Er wies zur Begründung auf die mögliche Benützung solcher Gedanken und Praktiken durch etwaige künftige Gegner Deutschlands und durch alle Vertreter anarchistischer Bestrebungen im In- und Ausland. Solche Kräfte dürfe man nur entfesseln, wenn (wie damals bei Gneisenau) genug starke sittliche Gegenhalte im Staats- und Menschengefüge vorhanden wären, was in der Gegenwart nicht mehr der Fall sei. (Er bewertete jeglichen Partisanenkrieg als Untergrabung der letzten ritterlich-menschlichen Kampfesregelung und sagte später, bei

²⁵ Gersdorff berichtet, daß er zu seinem Besuch die Ermächtigung mitnahm, „gegebenenfalls die Karten der ganzen Verschwörung aufzudecken und Briefe von „Goerdeler und Popitz, die politische und wirtschaftliche Angaben enthielten, vorzulegen“. Manstein, in der Grundauffassung einig, lehnte die Herausstellung seiner Person ab. Da er jede politische Betätigung von sich wies und wegen der Haltung des Heeres Bedenken gegen einen Staatsstreich äußerte, unterließ der Abgesandte Kluges eine weitergehende Einweihung. Er schreibt: „Das wichtigste war die Feststellung, daß Feldmarschall von Manstein für den Fall eines gelungenen Staatsstreiches voll zur Verfügung stehen würde, und das war gewährleistet.“ (in: R. Pechel, *Deutscher Widerstand*, Zürich 1947, S. 160 ff.)

Beck hatte sich im Sommer 1942 in einem eindringlichen Brief an Manstein gewendet, Wiedergabe daraus bei Schlabrendorff, (*Offiziere gegen Hitler*, 2. Aufl., 1950, S. 160). Mansteins Entgegnung: „Ein Krieg sei so lange nicht verloren, als man ihn nicht selbst verloren gebe.“ *IMT XII*, S. 264. Einen anderen Brief Becks an Manstein Ende November 1942 erwähnt Goerdeler, s. Ritter, *Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung*, Stuttgart 1956, S. 349. – Manstein gibt in seinem Buch, *Verlorene Siege*, zu diesen Vorgängen keine Aufschlüsse.

H. Kaiser schreibt nach Stalingrad am 20. Februar 1945 in seinem Tagebuch über die Generale, die sich verweigerten: „Der eine will handeln, wenn er Befehl erhält, der andere befehlen, wenn gehandelt ist“ (s. Anm. 19).

²⁶ So nach einer Erinnerung von Fahrner, der Stauffenberg bald nach seinem Besuch bei Manstein gesprochen hat.

Churchills Partisanenorganisationen und Unterstützungen auf dem Balkan und insbesondere in Griechenland, den Rückschlag auf den Urheber voraus, wie er dann auch eintrat).“²⁷

In zwei Berichten aus dem Oktober 1942 begegnet man Claus Stauffenberg im Hauptquartier in Winniza. In dem einen²⁸ findet man dargestellt, wie vor etwa 40 Generalstabsoffizieren unter dem Vorsitz des Obersten von Altenstett zwei Vorträge stattfanden über die deutsche Agrarpolitik in den besetzten Ostgebieten und über die europäische Ernährungswirtschaft. Nach dem Schluß des einen Referats meldete sich der Major Stauffenberg zum Wort und sprach etwa eine halbe Stunde, wobei er, wie der eine der Vortragenden später berichtete, in glänzender Rhetorik seine für ihn damals sehr überraschende Stellungnahme zur deutschen Ostpolitik zum Ausdruck brachte. Stauffenberg führte dabei, wie der Bericht sagt, etwa folgendes aus: „Er, der sich für den Truppeneinsatz im Osten verantwortlich fühle, sehe mit Schrecken, welchen verhängnisvollen Kurs die deutsche Ostpolitik steuere. Wir säten einen Haß, der sich einstmals an unseren Kindern rächen würde. Wenn man die Lage des Truppeneinsatzes betrachte, so sei es vollständig klar, daß der Krieg im Osten nur gewonnen werden könne, wenn es uns gelänge, die dortigen Menschen für uns zu gewinnen. Er sei daher besonders interessiert an meinen Ausführungen, aus denen er entnehme, daß man wenigstens auf dem Gebiet der Agrarpolitik in dieser Richtung einiges tue. Im übrigen sei unsere Ostpolitik nur dazu angetan, uns die Menschenmassen im Osten zu Feinden zu machen. Es sei ein Skandal, daß zu einer Zeit, in der Millionen von Soldaten täglich ihr Leben in die Schanze schlugen, sich unter den führenden Männern niemand finde, der den Mut habe, sich den Helm aufzusetzen und dem Führer diese Dinge ganz offen zu sagen, auch auf die Gefahr hin, daß er das mit seinem Leben bezahlen müsse.“ Der Berichtende setzt hinzu: „Ich habe mir diese Begebenheit deswegen so gut gemerkt, weil mich diese Ausführungen Stauffenbergs in dieser Zeit, wo niemand ein offenes Wort im größeren Kreis wagte, sehr stark beeindruckten, zumal sie mit einer solchen Überzeugungskraft vorgetragen wurden, daß man gewiß war, Stauffenberg selbst würde den Mut aufbringen, den er von den führenden Männern forderte. Ich war völlig überrascht, daß es in einem Kreise von Generalstabsoffizieren möglich war, so offen zu sprechen, und noch mehr überrascht, daß der Leiter dieser Veranstaltung diese kritischen Äußerungen Stauffenbergs nicht zurückwies, sondern erklärte, so wie er dächten sie alle.“

Der zweite Bericht²⁹ schildert einen persönlichen Besuch bei Stauffenberg um

²⁷ Fahrner, s. Anm. 13. Wenn man diese Äußerungen mit denen über die Generale (s. S. 242) zusammenhält, so wird man gewahr, wie hoch Stauffenberg, der angeblich den Soldateneid eines neuen Heeres gefährdete, die Verantwortung des Soldaten und besonders des Offiziers gesehen hat.

²⁸ Professor Otto Schiller, Landwirtschaftliche Hochschule Hohenheim, persönlicher Bericht.

²⁹ Erwin Colsman, persönlicher Bericht. Colsman war Oberst d. R., geliebtes Haupt einer großen Familie und einer im Familienbesitz erbenden Tuchmanufaktur im Rheinland. Claus Stauffenberg stand in einem nahen Verhältnis zu ihm und hat mit ihm oftmals Fragen be-

diese Zeit. Ein Barackenraum, in dem er wohnt, Tisch, Bett, Kommode, darauf das Bild der Frau und der Kinder, ein Buch und einige abgerissene Blätter. Herzlicher Empfang. Bald ist das Gespräch bei dem Bewegendsten. Stauffenberg gibt mit nüchterner Klarheit einen Abriss der Lage (kurz zuvor ist Halder als Chef des Generalstabs entlassen worden). Er hält die Entschlüsse, die in diesen Wochen gefaßt oder nicht gefaßt werden, für entscheidend im ganzen Krieg und bemißt die Aussichten: sie sind schlecht, da Hitler nicht mehr von sich selber los kann und die militärische Führung sich jedem seiner Gebote fügt. Am Abend ist der Besucher mit in einem größeren Kreis jüngerer Offiziere. Aus mancherlei Gesprächen wächst unbeabsichtigt – der Graf sitzt leicht gelehnt auf der Tischkante – eine jener Stauffenbergschen Einzelreden hervor, die ohne Plan und augenblicksgeboren, oft sich überstürzend, doch immer wie ein mächtiger Anruf wirkten, desto packender, weil er in reiner Hingabe und ohne jede persönliche Ehrsucht sprach. Man hatte Unmut und Überdruß an der Arbeit im Hauptquartier geäußert und sich an die Front gewünscht, um von alledem nichts mehr zu wissen. Stauffenberg ließ eine solche Haltung nicht gelten. Was sie sich als zur Führung berufene Offiziere dächten! Was sei das für ein falscher Heroismus für sie, „in treuer Pflichterfüllung“ wie hunderttausend sich am Feind totschießen zu lassen – es sei nur feiges Ausweichen und nicht besser, als wenn sich Marschälle mit Gehorsamspflicht und „Nur-Soldat-Sein“ entschuldigten. Ganz anderes sei nötig. Wen Amt und Ehre in einen führenden Rang rücken, der komme an einen Punkt, wo Mann und Aufgabe zusammenfallen und keine anderen Rücksichten mehr gälten: er habe für den Sinn des Ganzen zu stehen. Wie wenige verhielten sich so oder empfänden auch nur die Notwendigkeit: Bürger, Pfründner, Teppichleger im Generalsrang. Man beziehe sein Einkommen, tue seine „Pflicht“, vertraue auf den Führer und freue sich auf den Urlaub – auf wen sollte das Vaterland denn noch bauen? Wie der Berichtende sich erinnert, sagte Stauffenberg in diesem Gespräch die Verse von der Toten Zurückkunft, beginnend:

„Wenn einst dies Geschlecht sich gereinigt von Schande,
Vom Nacken geschleudert die Fessel des Fröners . . .“

Das Jahr 1942 endete für Stauffenberg, wie aus zwei Berichten hervorgeht, mit tiefer Verzweiflung. Seine ganzen Versuche während des Sommers und Herbstes, ein gemeinsames Eingreifen verantwortlicher Heerführer gegen Hitler zu erreichen, waren ohne Erfolg geblieben, und auch die letzte Hoffnung, aus der freventlich heraufbeschworenen Notlage der Sechsten Armee in Stalingrad einen gemein-

sprochen, die ihn als Offizier bewegten. Er fand bei ihm ein begründetes, nie leichtfertiges Urteil, ein Wissen um Ehre und Verpflichtung und einen großen Vaterlandssinn. Der Verfasser hat dem nunmehr Toten († 1962) viel an Vergegenwärtigung aus seinem Zusammensein mit Stauffenberg zu verdanken. Gedichtzitat aus „Das neue Reich“ von Stefan George. Einen Besuch bei Hitler in Winniza kurze Zeit zuvor (Ende August 1942) schildert Sauerbruch, a. a. O., S. 542. Köstring erinnerte sich aus der gleichen Zeit in Winniza eines heftig geäußerten „Ich hasse den Führer, ich hasse das ganze Gesindel um ihn“ aus einem Gespräch mit Stauffenberg. Colman legte Wert darauf, zu betonen, daß Claus St. sich nicht an einer zu leichten Verächtlichmachung Hitlers beteiligt habe: „Stauffenberg betrachtete Hitler als gleichwertigen Gegner.“

samen Schritt der Generale und die Weigerung zu erreichen, weitere Befehle von Hitler entgegenzunehmen, war gescheitert. Wie es in dem einen Bericht heißt, war Stauffenberg „nun völlig von der nicht mehr zu vermeidenden Katastrophe überzeugt und tief niedergeschlagen“.

Als im Januar 1943 die turnusgemäße Versetzung an die Front die Zeit im Hauptquartier beendete, hörte man ihn sich äußern: „Es wird Zeit, daß ich hier verschwinde“ – er hatte sich in diesen Monaten mit seiner offenen Sprache so weit vorgewagt, daß es nötig schien, eine Zeitlang aus der Schußlinie zu kommen. Er sagte die Entwicklung in Afrika so voraus, wie sie eintrat⁹⁰. Aus Tunis sandte er dem Chef des deutschen Generalstabes Zeitzler, dem er sein mutiges Verhalten gegen Hitler in der Stalingradkrise hoch anrechnete, einen unverblühten und, wie er zu Freunden sagte, „vernichtenden“ Bericht. In seiner Umgebung ließ er keinen Zweifel, daß er das Verhängnis nicht in den Umständen oder in der Stärke des Gegners, sondern allein in der Person Hitlers sehe. Die bald erfolgende Verwundung brachte ihn dem Tod nahe, die Aufgabe, für die er sich verantwortlich fühlte, ließ ihn unerwartet genesen. Sie führte ihn mit seinem Bruder Berthold nahe zusammen.

Berthold Graf Schenk von Stauffenberg tat als Marineoberstabsrichter in der Seekriegsleitung in Berlin seinen Dienst.

Nach den gemeinsamen Jugendjahren in Lautlingen und Stuttgart hatte er sich auf der Universität neben vielen anderen Dingen, die ihn beschäftigten, dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften zugewandt mit dem Vorhaben, sich später dem diplomatischen Dienst zu widmen. Die Arbeit schien bei ihm, wie zwei ehemalige Mitstudierende meinen, durch eine angeborene Leichtigkeit in der Aneignung von Sprachen und Paragraphen nie mühevoll; beide berichten im gleichen Sinn, wie man ihn fast mit Neid, den er selber nicht kannte, mit gelassenen Schritten, sich leicht in den Schultern wiegend, schlank und frisch vom Reiten daherkommen sah, wenn sich die anderen beim Repetitor geplagt hatten.

Über den Eindruck, den der 19jährige bei einer ersten Begegnung hinterließ, sagte die schon genannte Schilderung von Ludwig Thormaehlen: „In leichter Welle lag es (sein tiefschwarzes Haar) über der freigewölbten, auch noch die Biegung der Schläfen formenden Stirn. Diese war offen und klar und erweckte den Eindruck müheloser Festigkeit des Wesens. Die Wangen erschienen archaisch: ohne Furchung, ohne empfindsame Linien. Das Untergesicht wies das lebenskräftig vordrängende ‚Gehege der Zähne‘.“ Später heißt es: „Eine so dichte, sichtbare Vereinigung von Hoheit und Herz, von Intelligenz und Geist, Gelöstheit und Forderung war mir noch nicht begegnet“, und Thormaehlen sagt über das Verhältnis zu George: „Berthold Stauffenberg kann kaum als Schüler oder Jünger Georges bezeichnet werden. An ihm war schon vom Augenblick seines Auftretens an nichts

⁹⁰ KB 373, 395. Vgl. auch KB 293 und die Aussage von Hagens vor dem Volksgerichtshof (Anm. 23).

mehr zu bilden, nichts zu erziehen. Sollte von dem etwas nötig gewesen sein, so war es vorher durch die Wirkung von Dichtung, durch die Werke Georges geschehen. Seinsart und Wesenheit von der Bestimmtheit und naturhaften Echtheit, wie sie sich in Berthold von Stauffenberg kundtat, empfand der Dichter als *sui generis*, als gleichen Ranges . . . Berthold war es, der dem jüngeren Bruder Rückhalt und Bestätigung bot.⁸¹

Nach seinem Referendarexamen und der geforderten praktischen Ausbildung am Amtsgericht und in der Verwaltung ging Berthold von Stauffenberg nach Berlin ans Institut für Völkerrecht (Kaiser-Wilhelm-Institut) zu Viktor Bruns und schrieb etwas später eine auch im Ausland beachtete Dissertation über die Rechtsstellung der russischen Handelsvertretungen. 1931 kam er mit 26 Jahren durch den Greffier der Cour, den Bruder des Dag Hammarskjöld, berufen, als redigierender Sekretär an den Internationalen Gerichtshof im Haag. Er hat dort den umfangreichen Kommentar zu den Satzungen des Gerichtshofs verfaßt: „Ein fundamentales Werk, das auch nach der Gründung des Internationalen Gerichtshofs der Vereinten Nationen seine Bedeutung nicht eingebüßt hat, da die Satzung dieses Gerichtshofs mit nur ganz wenigen Abweichungen die Satzungen der alten Cour Permanente wiedergibt“ (Makarow). 1934 kehrte er an das Institut in Berlin zurück, dessen Mitglied er bis zuletzt geblieben ist und an dessen Veröffentlichungen, den „*Fontes iuris gentium*“, er einen gewichtigen Anteil gehabt hat. Auf häufigen Reisen sah er das außerdeutsche Europa. Er gab selbst Veröffentlichungen in französischer und englischer Sprache heraus, die er geläufig sprach, und er war des Italienischen und Russischen so weit kundig, um die Rechtsquellen in beiden Sprachen zu lesen. Sein besonderes Gebiet wurde das Kriegsrecht. Eingehend haben ihn das Seekriegsrecht, eine deutsche Prisenordnung und Thesen über die Luftkriegführung beschäftigt. Bei Beginn des Krieges wurde er als Berater in Fragen des Völkerrechts zur Seekriegsleitung eingezogen. Seine dienstliche Aufgabe führte ihn regelmäßig mit den Männern des Auswärtigen Amtes, öfters auch mit Vertretern neutraler Mächte zu Verhandlungen zusammen. Diese Mittelstellung zwischen Seekriegführung und Politik erlaubte ihm einen Umblick in der Gesamtlage, wie er in rein militärischen Diensten nicht leicht zu erlangen war. Bei seinen Beurteilungen sprach er nüchtern als ein Mann, der weiß, daß auch beim Gegner ebenso Vernunft wie Wahn am Werke sind und daß auch er das Beste für sein Land erreichen will. Er wirkte in der Seekriegsleitung, ob geschätzt oder umgangen, wie ein unbestechlicher Maßhalter, der bei der täglichen Lagebesprechung selten das Wort nahm, dann aber kurz und klar eine feste eigene Stellung vertrat und, ohne daß er sich ereiferte, jedes Schwanken in einer Rechtsentscheidung aufhob. Die Aufgabe war nicht leicht, in der Härte eines schweren Krieges den Einbruch einer roheren Sitte auf den Meeren hintanzuhalten. Selten werden die von Stauffenberg Begünstigten etwas von dem Urheber erfahren haben, wie etwa die hungernden Griechen, denen nur durch seine mühevoll geleistete Fürsorge die aus Amerika entsandten Kornschiffe des Roten Kreuzes

⁸¹ Ludwig Thormaehlen, a. a. O., S. 213 ff.

zugeleitet werden konnten^{31a}. Im Umgang mit Kameraden fiel auf, daß er sich nie am „Schimpftisch“ beteiligt und daß man von ihm nie ein gehässiges Wort gegen Hitler gehört habe³².

Berthold von Stauffenberg hatte nichts Werbendes in seiner Gebärde, das auf den anderen einging und mit ihm etwas wollte. Aber er hätte auch nie zu befehlen brauchen, so sagt einer, der viel mit ihm umging: man habe schon vorher das getan, was er gewollt habe. Mancher hätte aus dem Fachwissen, das er besaß, mehr gemacht als er – aber er bedurfte dessen nicht, um ganz der zu sein, der er war und bei dessen Zuhören allein sich schon für manchen entschied, was eine Sache wog und wert war. Man wußte in seiner Umgebung, daß er noch in einer anderen Welt stand und daß ihm die Kenntnis des Metiers nicht das Höchste bedeutete. Er sprach von der geistigen Welt, in der er lebte³³, kaum, aber man fand sie in ihn eingegangen und wirksam in seiner ganzen Art, sich zu geben und sich zu äußern.

Man vernimmt etwas davon im Bericht eines seiner Mitoffiziere³⁴: „Ich habe Berthold von Stauffenberg nur kurz gekannt, außerhalb seiner und meiner Sphäre. Wir trafen aufeinander in der fremden Welt des Krieges. In den großen Führungsstäben vereinsamte und verstummte man vor lauter Kameraden. Um so offener war man einer wirklichen Begegnung, um so freudiger bereit zur Freundschaft.“ Er schildert ihr fortstürmendes Ausschreiten in den Freistunden, bei dem sie oft nur lange zusammen schwiegen und aufs Wild lauschten, ihre Bäder im Waldsee,

^{31a} Vgl. Conrad Roediger, Die internationale Hilfsaktion für die Bevölkerung Griechenlands im Zweiten Weltkrieg, in dieser Zeitschrift 11 (1965), S. 49–71.

³² Darstellung von fachlicher Seite zu Berthold St.: Nachruf von Strel in der „Zeitschrift für ausländisches öffentliches und Völkerrecht“ Band XIII (1948) S. 14–16, Prof. A. N. Makarow in der „Friedenswarte“ (Zürich), Dez. 1947.

³³ In Berthold Stauffenbergs Dienstzimmer hat die Staatspolizei, als sie nach dem Zwanzigsten Juli seine Schreibtischschublade nach verräterischen Papieren durchforschte, ein offenbar von ihm mitkorrigiertes Manuskript mit Homerübersetzungen und das Manuskript einer Lebensbeschreibung der Könige Agis und Kleomenes aus der Spätzeit Spartas gefunden. Auf die Homerübersetzung bezieht sich auch der in Anm. 35 genannte Bericht von Thiersch. Er schreibt in seiner Erinnerung an Berthold Stauffenberg: „Ich sah ihn das letztmal in den ersten Julitagen, während er, wie ich wußte, intensiv mit den Vorbereitungen zu dem in Kürze erwarteten Staatsumsturz beschäftigt war. Er hatte mich mit einem Freunde von der Bahn abgeholt und war von echter, innerer Heiterkeit, wie es sich auch in seinen gelassen-vornehmen Bewegungen und dem leichten Gang aussprach. Wir saßen unter dichten Schatten einer Kastanie auf der hohen Terrasse des Hauses in Wannsee, fast wie im Wipfel des Baumes, und beschäftigten uns mit einer Übertragung der Odyssee in ganz diesem Werk gewidmetem Gespräch. Seine Bemerkungen waren sparsam: mit welcher Sicherheit fand er die Stellen, die der einfachen homerischen Gebärde noch nicht entsprachen und sie vielleicht ‚poetisierend‘ wiedergaben, wie gelang es ihm oft, durch Ausschöpfen einer Nuance aus dem Griechischen den dichterischen Klang eines Verses zu heben. Da er am Mittag wieder zu seinem Amt zurückkehren mußte, begleiteten wir ihn zum Bahnhof. Als sich der Zug langsam in Bewegung setzte, lehnte er sich leicht aus dem Fenster. Seine dunklen Augen leuchteten zugleich ruhig und lebhaft – es schien wie unbewußt die Ahnung eines unabwendbaren Schicksals und eines letzten Blicketauschens darin zu liegen. Er winkte uns zum Abschied, und wir sahen noch lange die Gebärde seiner schlanken Hand.“

³⁴ K. Bauch, Professor in Freiburg, unveröffentlichte Niederschrift.

ihre Gespräche und des anderen Erscheinung. Er sagt von ihm, daß er die Würde und Verpflichtung eines alten Namens empfunden habe, dabei aber völlig frei von feudaler Romantik gewesen sei. „Seine Natur war exklusiv, aber nicht im gesellschaftlichen Sinne. So war sein Auftreten: er kannte die Spielregeln, aber er wirkte nicht eigentlich gewandt. Noch war an ihm etwas von einem großen Jüngling, schlicht, eckig, gutmütig, abwartend . . . Mancher hatte es aufgegeben, ihm näherzukommen, weil er sich so gar nicht um die Unterhaltung bemühte. Wenn er etwas sagte, hatte es seine einfache, runde Form, und es war immer etwas Eigenes. Nur was aus ihm selbst kam, war ihm sagenswert. Sein Sinn für Eigenart ertrug eher das Kauzige als das Konventionelle. Gesammelte Ruhe war ihm das Wesentliche, hier entstand für ihn das Schöpferische und Große ebenso wie das Behagen und das Genießen.“ Der andere findet an ihm bezeichnend, daß er „weder als Süddeutscher noch in seinem Beruf, noch als Graf, noch als Katholik Partei war“, und fährt fort: „In dieser Freiheit war er nicht nur ein geistiger, er war auch ein musischer Mensch. Für ihn war die Kunst eine Wirklichkeit. Er hatte Auge und Urteil für die bildende Kunst, er liebte die große alte Musik, aber er lebte aus der Dichtung. Hier war der Boden, in dem er wurzelte, hier standen für ihn die großen Bilder und Normen. Mochte er manchem unentschlossen, untätig, ungesellig, unzugänglich, ungespannt, unbiegsam erscheinen, hier war die Begründung und Notwendigkeit seiner Gelassenheit und Ruhe, seiner Schlichtheit und Zurückhaltung, seiner Geradheit und Hartnäckigkeit. Aus allen Reichtümern und Lasten seines Erbes, aus den Kräften und Schwächen seines Wesens, aus dem Glanz und Schicksal seiner Erscheinung erwuchs diese innere Freiheit, die sich nur an das Höchste bindet, dieser Sinn für das Große und Vornehme, dies geheime feierliche Pathos, das über bloße Betrachtung hinaus sich verpflichtet zum Völligen und Letzten.“

Ein anderer, der Berthold Stauffenberg in dieser letzten Zeit erlebt hat, gibt auf Befragen diese Schilderung³⁶: „Ich zögerte lange, ehe ich Ihnen Antwort gebe auf Ihre Frage, was mir von den Begegnungen mit Berthold Stauffenberg in der Erinnerung haften geblieben ist. Ich versuchte, ein Bild von ihm zu entwerfen, und bemerkte bald, wie wenig ein noch so genaues Abschildern seiner Erscheinung und seiner Gesten sein Wesen trifft, das mir so lebhaft vor der Seele steht. Wie wenig gibt von ihm, wenn ich von seiner schlanken, schönen, hohen Gestalt berichte, von seiner Haltung, die so gar nichts Gewolltes, Posenhaftes, eher etwas Sprödes, manchmal fast Ungewandtes hatte – ich wüßte niemand, der sich so der Beschreibung entzöge bei starker Ausprägung und Einzigkeit seines Typs. War das Wesen seines Bruders Claus reiche, drängende Kraft, die nach außen strahlen mußte, so schien das seine ganz nach innen gerichtet. Und hier spürte man seinen lebendigen Reichtum, keinen angesammelten, sondern von Geburt und Wachstum her vorhandenen Reichtum, vielleicht durch das günstige Geschick großer menschlicher Begegnungen zu solcher Fülle gediehen. Aus diesem Wesen, diesem Blut schien er

³⁶ Brieflicher Bericht von Urban Thiersch, Bildhauer in München, an den Verfasser.

auch die Fragen, die an ihn drangen, mit der unerbittlichen Sicherheit, einem Prüfstein gleich, fast wie ohne Überlegung zu beantworten, ja, er vermochte, allein durch sein Dasein die Antwort zu geben.“

Während des Sommers 1943 ist Claus Stauffenberg mehrfach von seinem Bruder in München besucht worden. Im August kann er das Lazarett verlassen. Das linke Auge fehlt, ebenso die ganze rechte Hand, an der linken sind Mittelfinger, Zeigefinger und Daumen erhalten. Die Wunden an den Beinen sind ohne Versteifung geheilt. Mit den verbliebenen Fingern hatte er inzwischen leidlich schreiben gelernt, er kleidete sich selbst, indem er sich mit den Zähnen half, jeder freundlich beispringenden Hand unter Lachen mit einer Tatze wehrend. Seine kühner ausgreifenden und werfenden Bewegungen, mit denen er wie selbstverständlich die Behinderung überwand, schienen seiner Natur anverwandt. Trotz aller schweren Einbußen war er heil und ganz, kein Bruch war geblieben. Wuchs und Ausdruck waren wie mit einer neuen Stofflichkeit gesättigt, die lastend und fast bedrohlich wirken konnte. Aber die Gelassenheit und sprühende Frische von früher trat mitreißend hervor, sobald Stauffenberg zu reden anfing – er war frei von der Bitterkeit des fanatischen Versehrten³⁶.

Um den 10. August ist Stauffenberg zu einem geheimgehaltenen Aufenthalt in Berlin, wo er Olbricht und Tresckow begegnet. Es wird verabredet, daß er nach seiner Wiederherstellung am 1. Oktober bei Olbricht eintritt. In der zweiten Augushälfte und zu Anfang September sind die beiden Brüder in Lautlingen zusammen. Man weiß von ihren täglichen, oft mehrstündigen Gängen durch die heimatliche Landschaft, auf denen sie ohne Zeugen sprechen konnten. In der letzten Woche ihres Aufenthalts ist Rudolf Fahrner hinzugeladen. Er hat berichtet, daß die Gespräche zu zweien und dreien sich um viele prinzipielle Fragen einer neuen Staatsordnung, politische, religiöse, wirtschaftliche, soziale, bewegt haben, und führt als Beispiele für solche besprochenen Fragen an:

„Wie menschliche Existenz auch im Staat ohne Bindung an Göttliches nicht gedeihen könne, und daß man niemand, der diese Bindung noch in den christlichen Kirchen fände, stören oder beeinträchtigen dürfe,

wie man gewachsene Lebensformen und Lebenssitten nicht durch auf Vorteile berechnete Konstruktionen ersetzen könne, weil bestimmte Dinge des Wachstums bedürfen,

³⁶ Anni Lerche, Sekretärin bei General Olbricht in der Bendlerstraße, zeichnet in einer unveröffentlichten Niederschrift vom 20. April 1946 auf: „Eines Tages erzählte er (Stauffenberg) mir, er sei kv. Ich glaubte es ihm nicht und einige Tage später legte er mir vom Truppenarzt eine Bescheinigung vor mit dem Vermerk ‚kv‘. Tatsächlich hatte er es geschafft und der Arzt hatte ihm auf sein Drängen seine kv-Bestätigung ausgeschrieben. Man hatte auch wirklich stets den Eindruck, einen völlig gesunden Menschen vor sich zu haben. Als ich ihm einmal sagte, er müsse an sich denken und sich für die Hand eine Prothese machen lassen, sagte er nur lachend: ‚Ach, ich habe dazu jetzt keine Zeit. Das mache ich einmal später.‘ Dieser Mann in seiner grenzenlosen Bescheidenheit dachte immer nur an das geliebte Vaterland.“ Der Truppenarzt der Bendlerstraße (Carpentier) war Mitwisser und hat, wo er konnte, geholfen.

wie es möglich sei, unter Menschen eines Volkes ein freies Verhältnis zu den mit Notwendigkeit sich immer wieder ergebenden Unterschieden an Stellung, Besitz und Ansehen zu begründen,

inwiefern Einigung unter den Völkern schon in den Völkern vorgegeben seien und vielleicht gerade spruchreifer als je, wenn sie von den jeweils Regierenden nicht hintertrieben, sondern gefördert würden, daß sich zum Beispiel die Gegensätze zwischen den europäischen Völkern in der Weise von Stammesgegensätzen austragen und fruchtbar machen ließen,

wie man geeignete Kräfte aus allen Schichten zu Regierenden gewinnen könne: ob und wie es möglich sei, eine Volksvertretung in Deutschland vielleicht auf ganz andere Weise als durch politische Parteien bisheriger Art zu begründen, etwa aus den politischen Realitäten von Gemeinden, Berufsgruppen und Interessengemeinschaften, die dann im Parlament öffentlich für sich selbst einstünden und nicht durch Behandlung von Parteien mit Eigeninteressen oder durch Handel mit solchen Parteien ihre Ziele umwegig verfolgten,

daß das Verhältnis von Unternehmern und Ausführenden in ihrer gemeinsamen Arbeit, in ihrer gemeinsamen Verantwortung gegenüber dem Ganzen und gegenüber der Menschlichkeit des Menschen zu begründen sei,

über das Verhältnis von Technik, Industrie und Wirtschaft zum Staat: daß sie bei aller ihrer Bedeutung eine dienende Rolle spielen müssen, nicht eine wissenschaftlich und systematisch Bedürfnisse erweckende und damit Menschen beherrschende,

über die Kraft, die von freiwilligem Verzichten ausgeht: wie eine freiwillige Teilung des Großgrundbesitzes, die von den Besitzenden ausginge (dazu zeigten sich Ansätze), ein wirkungsreiches Beispiel geben und zu neuen sozialen Wirtschaftsformen führen könne,

daß die führend Tätigen bei ihrem Erwägen und Handeln der Teilnahme von nicht Amtsgebundenen, von unabhängigen Geistern bedürften, wie frühere einsichtige Regierende sie auf mancherlei Art um sich versammelt haben,

wie vorsichtig man mit Fixierungen und Dogmatisierungen sein müsse, da es immer darum ginge, in gegebenen Verhältnissen und mit gegebenen Menschen Möglichkeiten der Entfaltung zu eröffnen und offen zu halten.³⁷

Der Bericht schließt mit den Sätzen: „Die zu erwartende Lage nach dem Sturz Hitlers und nach der vorauszusehenden Niederlage im Kriege schien uns lange nicht dagewesene Möglichkeiten zu großen, nicht nur selbstsüchtigen Entschlüssen auch der Vielen, zur Verwirklichung neuer Ideen und zur Durchführung von Wandlungen vieler Art zu versprechen. Es galt sie zu benützen.“³⁷

Am 10. September soll die von den Ärzten schon um vier Wochen verschobene Sauerbruch-Operation stattfinden, die die Möglichkeit gibt, Stauffenberg eine Kunsthand an den Stumpf seines rechten Armes anzugliedern. Am 8. September wird die Kapitulation Italiens bekannt. Am 9. September – es ist der Tag, an dem die alliierten Kräfte bei Salerno Fuß fassen – sagt Stauffenberg zum Erstaunen auch

³⁷ Fahrner s. Anm. 13.

seiner nächsten Angehörigen die Operation plötzlich ab, schiebt alle gedachten Schonungen und Besserungen, ohne sich zu erklären, beiseite und fährt nach Berlin. Er läßt aussprengen, durch eine neue Splittereiterung sei der Eingriff wieder verschoben worden und ihm sei die Geduld gerissen.

Der wahre Grund für den raschen Aufbruch scheint neben der vorandrängenden politischen Entwicklung die Nachricht gewesen zu sein, daß Tresckow unerwartet noch einmal für einige Wochen in Berlin sein konnte. Stauffenberg nimmt Wohnung bei seinem Bruder Berthold in der Tristanstraße in Wannsee. Er verbringt die drei Septemberwochen offiziell im Genesungsurlaub. Hinter diesem Urlaub aber verbirgt sich eine Zeit stärkster Anspannung: Plan- und Vorbereitungsarbeit für die Erhebung.